



**Neel
Mukherjee**



**DAS
LEBEN IN EINEM
ATEMZUG**

ROMAN



»Der beste Roman, den ich seit
langer, langer Zeit gelesen habe.«

HANYA YANAGIHARA

ZWEI



DENKE ICH AN SIE – was, bevor ich dies hier zu schreiben begann, zugegeben nicht häufig geschah –, sehe ich als Erstes immer das Bild eines Abends im Juli. In der Nacht davor hatte es geregnet, wie ich mir immer vorgestellt hatte, dass es in erdgeschichtlichen Epochen, etwa im Pleistozän oder in der Trias, geregnet haben muss. Es brachte meine Kindheit zurück, wie ich auch damals wach lag, dem Geräusch von unerbittlich fallenden Wasserströmen lauschte, mir einen niedrigen roten vorzeitlichen Himmel vorstellte, fremdartige Vegetation und furchterregende Kreaturen und gefährliche Landschaften, prasselnd unter einem endlosen Wolkenbruch, der eher einer Naturkatastrophe glich als simplem heftigem Regen. Es brachte sogar Erinnerungen an Bibelstunden in der Schule zurück, daran, wie alle Brunnen der großen Tiefe aufbrachen und sich die Fenster des Himmels aufgaben und ein Regen auf Erden kam vierzig Tage und vierzig Nächte.

Am Morgen darauf bedeckten dunkle Regenwolken den größten Teil des Himmels, aber zumindest hatte der Regen für eine Weile nachgelassen. Das Wohnzimmer meiner Eltern, im ersten Stock eines Mehrfamilienhauses in Bombay, hatte einen ungehinderten Blick auf das Meer, das nur ein paar Meter entfernt lag, gleich hinter dem Band Stand in Bandra, wo zur Zeit der Briten die Kapelle sich jeden Nachmittag versammelte und aufspielte. Jetzt verlief zwischen dem Fenster und dem Meer eine Straße, die sich an unserem Ende bei einem schmalen dreieckigen Stückchen Grün gabelte, an dessen Scheitel zwei massiv aussehende, schwere Metallplastiken standen, Konglomerate von klotzigen Quadern und rechtwinkligen Massen und geraden Kanten – was sich irgendeine städtische Behörde eben unter kubistischem Primitivismus vorstellen mochte. Der Sockel, auf dem die Figuren standen, trug die Inschrift: *Die Zeit ist/Zu säumig für den Wartenden/Zu geschwind für den Ängstlichen/Zu lang für den Trauernden/Zu kurz für den Glücklichen/Aber dem Liebenden/Ist die Zeit gleich der Ewigkeit.*

Gleichsam als Reaktion darauf wurden der Band Stand und die meilenlange, in regelmäßigen Abständen mit Betonbänken und *Barringtonias* gesprenkelte Meerespromenade jeden Nachmittag und Abend zur Hauptanlaufstelle für Pärchen.

Das Arabische Meer, während des größten Teils des Jahres ein beschaulicher Teich, wurde während des Monsuns – im Rahmen seiner bescheidenen Möglichkeiten – rau und aufgewühlt, und an diesem Morgen sah es für seine Verhältnisse stürmisch aus, mit weißen Brechern, die einer nach dem anderen am schwarzen felsigen Ufer zerschellten, das jetzt fast völlig unter Wasser stand, weil das Meer angeschwollen war und die Oberkante der

Ufermauer erreicht hatte. Der Horizont war eine tintige Wolkenbank. In der Ferne konnte ich den rot bemalten Rumpf eines Fischerkahns ausmachen. Er sah aus wie die Papierkonstruktion eines Kindes, die sich auf der stürmischen schiefergrauen Fläche, die es trug und, fast rhythmisch wie eine Wippe, immer wieder emporwarf, bald auflösen würde.

Ich hatte um zehn eine Besprechung in Colaba, was bedeutete, dass ich früh aufbrechen musste, wollte ich dem berüchtigten Morgenverkehr entgehen. Das war noch die Zeit vor dem *Bandra-Worli Sea Link*, weswegen eine Fahrt von zwanzig Kilometern ohne Weiteres zwei Stunden erfordern konnte – und gelegentlich wirklich erforderte. In ein paar Jahren würde der Sea Link eröffnet werden und jeden damit schockieren, dass etwas, das sich nominell seit einem Jahrzehnt im Bau befunden und nicht mehr vorzuweisen gehabt hatte als ein paar Stümpfe, die wie Fäuste aus der Oberfläche der Reclamation (»Landgewinnung«, wie die offizielle Bezeichnung der Bucht lautete) ragten, so schnell hatte fertiggestellt werden können. Welchen Druck mochte die Weltbank, als Hauptinvestor des Projekts, auf den festgefahrenen, verrosteten Riesenapparat aus korrupten Politikern, Bürokraten und Bauunternehmern ausgeübt haben, um ihn wieder in Gang zu bekommen?

Der Regen von letzter Nacht würde überflutete Straßen und Staunässe bedeuten, also schien eine lange, immer wieder stockende Fahrt in die Stadt fast unausweichlich. Ich ging kurz nach acht aus dem Haus. Amit, der Fahrer meines Vaters, meldete sich gewöhnlich etwas später zum Dienst, aber er war angewiesen worden, an diesem Morgen früh da zu sein. Der Wagen hatte kaum Mahim erreicht, als sich die Himmelsschleusen schon wieder öffneten. Obwohl die Scheibenwischer wie wild geworden hin- und herjagten, konnte ich nach vorn kaum etwas und gleich gar nichts durch die streifige Wasserwand am Beifahrerfenster sehen. Die ganze Welt schien sich zu verflüssigen. Nach vielleicht zwanzig Minuten ließ das Strafgericht etwas nach, doch der Regen hielt an; es stellte sich wieder eine Art von Sicht ein; durch die herabrinneende Flüssigkeit wurde die Welt impressionistisch. Im obligatorischen Vollstau bei *Haji Ali* sah ich, dass der lange Dammweg zur vorgelagerten Moschee durch die Gischt fast nicht mehr zu sehen war, sodass das Heiligtum, von Dunstschleiern umgeben, so wirkte, als schwebte es in der Luft, losgelöst von seiner Nabelschnur, die es mit dem Festland verband. Normalerweise wäre der Dammweg eine Spießrutengasse von bettelnden Verstümmelten, Krüppeln und Kranken, eine brodelnde Doppelbahn von Menschen auf dem Weg in die oder aus der Moschee gewesen. Ich war von dem märchenhaften Traumschloss, in das sie sich verwandelt hatte, zu fasziniert, um der darüber hinausgehenden Vision einer Hilfesuchenden, gepeinigten Menschheit allzu große Beachtung zu schenken. Dann schaltete die Ampel auf Grün, die Jungen, die, selbst bei dem Wetter unterwegs, Raubdrucke von

Bestsellern, Selbsthilfebücher und Hochglanzmagazine verkauften, zerstreuten sich, und der Wagen verließ diesen Schauplatz zufälliger Verzauberung.

Am Spätnachmittag, gegen sechs, als Baba und ich gerade debattierten, ob wir unseren üblichen vorabendlichen Umtrunk – ein paar Whisky Sodas für jeden – um eine halbe Stunde auf halb sieben vorverlegen sollten, klingelte es an der Tür.

»Wer kann das sein?«, sagte Ma, wie zu sich selbst. »Für Renu ist es doch noch zu früh ...« Renu war die Köchin.

Ich stand auf, ging an die Tür und öffnete. Renu stand gleich jenseits der Schwelle. »Stand« trifft es nicht ganz; sie hatte eine Hand ausgestreckt und stützte sich am Türpfosten ab, während sie auf den Fußballen hin- und herschwankte. Ihre Augen schwammen blutunterlaufen in ihrem ausgedörrten Gesicht. Ihr Haar, normalerweise geölt und glatt an die Kopfhaut geklebt und im Nacken zu einem lockeren Knoten gebunden, war trocken und elektrisch und stand überall in widerspenstigen Flusen ab.

»Alles in Ordnung?«, fragte ich sie, sah mich dann nach meiner Mutter um, die schon auf halbem Weg zur Eingangstür war, und sagte: »Es ist Koch-Tantchen.« Ich brachte es nie über mich, Renu bei ihrem Namen zu nennen und daran ein Suffix wie *di*, »ältere Schwester«, oder *mashi*, »Tantchen«, anzuhängen, was beides die erwartete oder übliche Vorgehensweise gewesen wäre.

»Ich hab letzte Nacht kein Auge zugetan«, begann Renu. »Die Polizei ist in Transportern gekommen und hat uns befohlen, unsere Zimmer zu räumen. Das Meer war wegen dem Regen am Steigen, sie sagten, wir müssten da raus, sie dachten, unsere *jhopri* würde vom Wasser verschluckt werden.«

Sie konnte sich kaum aufrecht halten.

»Kein Auge zugetan«, wiederholte sie. »Um zehn haben sie uns rausgejagt, gegen Mitternacht sollten wir wieder rein, dann sind sie noch einmal um zwei gekommen und haben uns rausgescheucht. Ich musste heute nach einer Nacht ohne Schlaf den ganzen Tag arbeiten ... Mir fallen andauernd die Augen zu. Also dachte ich, ich weiß, dass es früh ist, aber wenn ich jetzt anfangen und schnell was koche ... dann ... könnte ich ...«

Ihr unbeugsames Pflichtbewusstsein ging mir durch und durch. »Nichts da. Du gehst augenblicklich nach Haus, du brauchst heute Abend nicht zu kochen. Du gehst und legst dich schlafen.«

Ma stimmte ein: »Ja, Renu, mach dir keine Gedanken wegen heute Abend, geh du nur nach Haus.«

Renu zögerte. Selbst noch in diesem Zustand äußerster Erschöpfung fühlte sie sich verpflichtet, etwas so leichthin Gewährtes abzulehnen – es war nicht richtig, es lief der gewohnten Ordnung zuwider, dass Herrschaften unausgesprochene Bitten von Dienstboten

errieten und dann auch noch erfüllten. Und dennoch konnte ich in ihrem Gesicht eine Erleichterung erkennen, die alle Professionalität bei Weitem überwog.

Bevor sie einen weiteren schwachen Versuch unternehmen konnte – nicht weil sie unaufrichtig gewesen wäre, sondern weil ihr die Kraft dazu fehlte –, kam ich ihr zuvor und wiederholte: »Still, kein Wort mehr. Wir sehen dich dann morgen früh. Du brauchst Schlaf. Geh.«

Sie war kein Mensch, der viel lächelte oder sonstige positiven Gefühle zeigte, aber der Ausdruck von Dankbarkeit in ihrem ausgelaugten Gesicht war unübersehbar, wie bei einem belichteten Film, der in seinem chemischen Bad allmählich die Züge des Bildes annahm.

Ich fragte: »Wo seid ihr denn alle hin, als ihr aus dem Haus musstet?«

»Wir haben uns auf die Straße gesetzt, hier, gleich hier«, sagte sie und zeigte vage in westliche Richtung.

»Du meinst am Band Stand? Gleich vor unserem Haus?«

»Ja, dort.«

»Aber es goss doch in Strömen ...«

Sie neigte den Kopf zur Seite, eine Weise, Ja zu sagen, die zugleich ihr Los stoisch abtat.

Ich sagte: »Hör zu, wenn das wieder passiert, kommt ihr schnurstracks hierher und klingelt. Ich sage den Wachleuten unten Bescheid, dass ihr vielleicht mitten in der Nacht kommt und sie euch reinlassen sollen. Ihr könnt herkommen und im Wohnzimmer schlafen, wenn ihr wieder aus eurem Haus gescheucht werdet.«

Ma sagte: »Oder in der Küche. Ihr könnt in der Küche schlafen.«

Ich war versucht, mich etwas zur Seite zu drehen und Ma einen entsprechenden Blick zuzuwerfen, beherrschte mich aber. Es war ein uralter Zwist zwischen uns, und sie hatte mir gerade, ganz behutsam, zu verstehen gegeben, dass er, wenn auch unter den Teppich gekehrt, noch immer fortbestand und nur darauf wartete, wieder hervorgeholt zu werden.

Also sah ich stattdessen weiter Koch-Tantchen an und sagte mit Nachdruck: »Im Wohnzimmer ist viel mehr Platz. Kommt und schlaft hier, wenn es nötig wird.« Ein bisschen zu nachdrücklich.

Sie winkte ab, was gleichzeitig eine Abschiedsgeste abgab, während sie sich schon wieder zur Treppe wandte – »*Achchha, achchha*, wir werden sehen, aber es ist nicht nötig, heute Nacht soll es nicht so stark regnen.« Weiter würde sie in Richtung Lächeln nicht gehen.

Ich wollte ihr noch so viele Fragen stellen: Wo genau im Slum sie wohnten, wie viele Leute aus dem Bett gezerrt und gezwungen worden waren, draußen im peitschenden Regen auszuharren, damit es keine Überschwemmungstoten gäbe, wie nah am Wasser der Slum gebaut war ... aber sie war schon verschwunden.